



Musik
★★★★★
Klang
★★★★★

Price: Sinfonien Nr. 1 und 3; The Philadelphia Orchestra, Yannick Nézet-Séguin (2021); Deutsche Grammophon

Ohne die „Black Lives Matter“-Bewegung hätte man von der Komponistin Florence Price vielleicht nie mehr gehört. Sie war die erste schwarze Frau, deren Musik von einem großen amerikanischen Orchester aufgeführt wurde: Ihre erste Sinfonie erklang erstmals mit dem Chicago Orchestra unter Frederick Stock – und gewann gleich einen Preis bei einem Wettbewerb für afroamerikanische Komponisten. Dieses Werk ist es, das Yannick Nézet-Séguin jetzt mit dem Philadelphia Orchestra mit Bravour eingespielt hat – gemeinsam mit der Sinfonie Nr. 3 der Komponistin. Natürlich schreibt Volker Tarnow über diese zu Recht im „Black Is Beautiful“-Spezial (FONO FORUM 02/22), sie drohe „von der Race & Gender-Community vereinnahmt zu werden“ – aber zuerst musste das diesbezügliche Bewusstsein einmal geweckt werden, um diese Musik zur Aufführung (und Einspielung) zu bringen. Und um dann zu realisieren, welche Qualitäten in ihr schlummern.

Damit keine Missverständnisse aufkommen: Um „Neue Musik“ – auch im damaligen Sinne (die Sinfonien wurden 1932 und 1940 vollendet) – handelt es sich bei diesen Partituren keineswegs. Vielmehr sind es im besten Sinn konservative Stücke: gut gearbeitet, klangvoll instrumentiert und mit äußerst eingängigen Melodien geschmückt. Price verwendet auch volkstümliche Elemente: die des Spirituals in den langsamen Sätzen, die der „Juba“-Tänze, wie sie von den schwarzen Sklaven auf den Plantagen getanzt wurden, in den an dritter Stelle stehenden Sätzen. Doch wörtlich zitiert wird hier nicht. Vielmehr beeindruckt das souveräne stilistische und formale Selbstbewusstsein, mit dem Florence Price sogleich in ihrer ersten Sinfonie zu Werke geht. Keine Revolution also, aber eine lohnende Entdeckung.

Thomas Schulz



Musik
★★★
Klang
★★★

British Music For Strings Vol. III. Werke von Smyth, Spain-Dunk, Warren, Gipps; Südwestdeutsches Kammerorchester Pforzheim, Douglas Bostock (2020); cpo

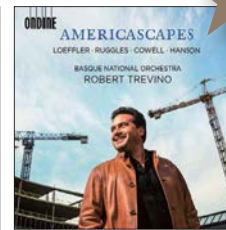
Für das dritte Album in der Reihe „British Music For Strings“ hat der Chefdirigent des Südwestdeutschen Kammerorchesters Pforzheim, Douglas Bostock, Komponistinnen aus seiner Heimat verzamelt. Genauer: Komponistinnen der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, denn alle Werke des Albums sind innerhalb der rund 60 Jahre zwischen 1890 und 1952 entstanden. Und obwohl das ein Zeitraum ist, in dem es in der Musikwelt grundlegende Veränderungen gab, ist die hier präsentierte Musik davon völlig unberührt: Alle Werke sind tonal und wurzeln in der Spätromantik.

Für die Suite von Ethel Smyth ist das noch klar, denn das Stück entstand in den 1880er-Jahren während Smyths Leipziger Studienjahre, in denen sie vor allem von Musikern und Lehrern aus dem Brahms-Kreis beeinflusst war. Sie zeigt in ihrem Opus 1, dass sie das Kompositionshandwerk beherrscht und originelle Themenideen hat.

Susan Spain-Dunk war in den Zwischenkriegsjahren als Komponistin in Großbritannien erfolgreich und dirigierte ihre Werke bei den Proms. Ihre Suite und ihr Lament schweben im spätromantischen Wohlklang. Stilistisch ganz ähnlich sind auch die musikalischen Naturbetrachtungen von Ruth Gipps und Constance Warren, Letztere mit Einflüssen aus der Volksmusik. Damit standen die Komponistinnen im Mainstream des britischen Musiklebens.

Bostock und das Südwestdeutsche Kammerorchester wählen für diese Stücke durchweg einen satten, dichten und warmen Klang, in dem es sich trefflich baden lässt. Etwas mehr Luft und Durchsichtigkeit würden aber vielleicht gerade die Werke von Spain-Dunk und Warren davor bewahren, an der Kitsch-Grenze zu kratzen.

Dorothee Riemer



Musik
★★★★★
Klang
★★★★★

Americascapes. Loeffler: La Mort de Tintagiles; Ruggles: Evocations; Hanson: Before The Dawn; Cowell: Variations For Orchestra; Basque National Orchestra, Robert Trevino (2021); Ondine

Ja, es gibt sie, die großartige US-amerikanische Orchestermusik jenseits von Ives, Barber, Copland, Bernstein und Glass, man muss sich nur die Mühe machen, sie zu finden und aufzunehmen. Der (noch) eher wenig bekannte Dirigent Robert Trevino hat das nun mit dem ebenfalls (noch) nicht wirklich berühmten Basque National Orchestra getan und drei unpopuläre US-Komponisten „ausgegraben“, die, wie das Booklet vermerkt, zu ihren Lebzeiten zwar bewundert wurden, aber nie einen „Hit“ wie „Appalachian Spring“ lancierten und deshalb posthum ins Abseits gerieten. Für den Vierten im Bunde, Howard Hanson (1896-1981), gilt das nicht. Sein Stück „Before The Dawn“ (1920) erklingt dafür als Welterstein-spielung. Die Tondichtung „La Mort de Tintagiles“ (1897) – nach einem Drama von Maeterlinck – des deutschstämmigen Charles Martin Loeffler (1861-1935) ist eine echte Trouville, zumal das Werk mit einer der schönsten Passagen für die Viola d’amore punktet, die je für das Instrument geschrieben wurden. Konziser und moderner im Tonfall präsentieren sich die „Evocations“ (1943) von Carl Ruggles (1876-1971), die es auch in einer Version für Klavier gibt. Berühmt wurde der auch als Maler tätige Ruggles für seine „Dissonant Counterpoints“. Von harter Atonalität ist das Werk aber weit entfernt. Zum Höhepunkt des Albums geraten die „Variations For Orchestra“ (1956) von Henry Cowell (1897-1965). Ein wenig erinnert das Werk an Hindemith, es wirkt in seinem ganzen Duktus aber lässiger, wenn man so will: amerikanischer. Das unprätentiös-legere Cover-Artwork des Albums passt wie die Faust aufs Auge zu dieser wie beiläufig daher kommenden Produktion, die in allen Punkten restlos überzeugt.

Burkhard Schäfer



Musik
★★★★
Klang
★★★★

Mozart, Strauss: Oboenkonzerte; Cristina Gómez Godoy, West-Eastern Divan Orchestra, Daniel Barenboim (2021); Warner

Man glaubt es ihr gern: „Für mein erstes Album hätte ich mir keine bessere Konstellation vorstellen können“, hat Oboistin Cristina Gómez Godoy im Vorfeld der Veröffentlichung ihres Aufnahme-Debüts verlauten lassen. Die Konstellation: ein erfahrener Dirigent und ein eng mit dem Namen Daniel Barenboim verknüpftes Orchester. Zumal Barenboim jemand ist, der junge Musiker fördern und aufblühen lassen kann. Außerdem kennt man sich, denn Gómez Godoy spielt seit zehn Jahren als erste Solo-Englischhornistin und -Oboistin in seiner Berliner Staatskapelle. Nun also zwei Konzerte von Mozart und Richard Strauss.

Immer wieder stellt die gebürtige Spanierin ihre Qualitäten unter Beweis: die leichten Triller in der Kadenz des langsamen Satzes des Mozart-Konzerts, der beschwingt-kecke, aber nicht übermütige Beginn des Rondos. Auch den ariosen Beginn des Strauss-Konzerts, wo die Oboe gleich ein Thema anstimmt, als hätte das Konzert schon viel früher begonnen, gestaltet Cristina Gómez Godoy differenziert und in der Linienformung geschmeidig. Ihr Spiel ist jederzeit frei von Gewolltem oder der Gefahr des Übertreibens. Es ließe sich fragen, ob vielleicht hier und da, etwa mittig im ersten Strauss-Satz, eine gewisse Vorsicht oder gar Ehrfurcht vor dem Projekt „Debüt“ mitschwingt. Wer Gómez Godoy als Kammermusikerin kennt, weiß, dass sie zu mehr Mut fähig ist. Die mögliche Richtung gibt sie im Strauss-Schlussatz selber vor.

Das West-Eastern Divan Orchestra spielt über weite Strecken solide, aber kaum mehr. Dem Mozart-Konzert geht viel Mozart'sche Finesse ab, Barenboim organisiert und staffelt auf eine Weise, die sich unliebsamerweise mit dem Begriff Routine am ehesten umschreiben ließe.

Christoph Vratz



Musik
★★★★
Klang
★★★★

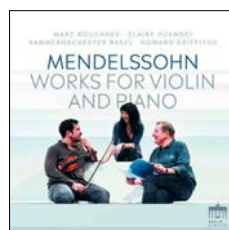
Beethoven: Tripelkonzert, Klavierkonzert WoO 4; Trio RoVerde, Württembergische Philharmonie Reutlingen, Vahan Mardirossian (2021); Brilliant Classics

Vom Tripelkonzert, dem Stiefkind unter Beethovens Konzerten, sind inzwischen einige empfehlenswerte Aufnahmen im historisch inspirierten Stil erschienen. Unter ihnen etwa jene mit einem Trio um die Cellistin Anne Gastinel unter Leitung von Paavo Järvi (Naïve). Ihnen kann die Produktion des Budget-Labels Brilliant mit dem Trio RoVerde ohne weiteres an die Seite gestellt werden.

Das Trio mit Lusine Harutyunyan, Benedict Kloeckner und Ekaterina Litvintseva zeigt sich auf diesem Debütalbum als ziemlich gut funktionierendes Kollektiv: Die drei musizieren ansteckend lebendig, wie aus einem Guss, mit einer erfrischend unaufdringlichen Virtuosität, die im Schlusssatz auch mal große Lust am zirzensischen Spektakel offenbart. Die Außensätze werden – gerade auch vom Orchester – trocken-aggressiv angepackt, so vibratoarm, wie es in diesem Repertoire fast schon Standard ist. Die Cellokantilene zu Beginn des zweiten Satzes nimmt Kloeckner dennoch mit elegantem Ton und nicht wenig Emphase. In der abschließenden Polonaise werfen die Musiker sich die Bälle gekonnt zu.

Pianistin Litvintseva schickt noch das Klavierkonzert WoO 4 (hier dummerweise als Nr. 0 gezählt) des 14-jährigen Beethoven hinterher: Es ist nur durch seine Solo-Stimme überliefert, in die die Orchesterzwischenspiele im Klavierauszug eingetragen sind. Welche Orchestrierung Litvintseva verwendet, wird leider verschwiegen. Die „klassische“ des Musikwissenschaftlers Willy Hess scheint es nicht zu sein. Die junge Russin lässt sich mit sensiblem Spiel auf die erstaunlich selbstbewussten Gehversuche des Teenagers ein, ohne sie mit Bedeutung zu überfrachten. Das Largo gestaltet sie mit Aplomb zu einer stimmungsvollen kleinen Szene aus.

Andreas Friesenhagen



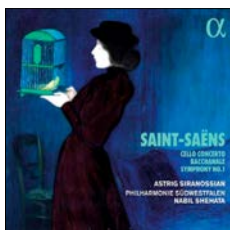
Musik
★★★★
Klang
★★★★

Mendelssohn: Doppelkonzert d-Moll, Violinsonaten f-Moll op. 4 und F-Dur; Marc Bouchkov, Claire Huangci, Kammerorchester Basel, Howard Griffiths (2021); Berlin Classics

Nur eine „reife“ Sonate für Violine und Klavier hat Mendelssohn hinterlassen, die Sonate F-Dur von 1838. Alle übrigen sind Jugendwerke und Fragmente. Warum diese eine Sonate neben Mozart, Beethoven und Brahms bis heute ein Schattendasein fristet, will allerdings nicht einleuchten. Erst recht nicht, wenn sie so gespielt wird wie von Marc Bouchkov und Claire Huangci. Die beiden holen so ziemlich alles heraus, was aus dem schönen Werk herauszuholen ist: Brillant, geradezu himmelstürmend eröffnen sie das Eingangs-Allegro, um sich im Seitenthema dann ganz auf dessen lyrische Qualitäten einzulassen. Das hymnische Adagio hat Wärme und Tiefe, der Schlusssatz sprüht nur so vor Spiellaune. Bouchkov und Huangci stellen eine springlebendige Virtuosität unter Beweis, die beide an die Grenzen des manuell Machbaren führt, die sie freilich sicher einhalten.

Mit denselben Tugenden statteten sie auch die f-Moll-Sonate aus, eines der Violinwerke, die der Teenager für sein eigenes Musizieren im Familienkreis schrieb. Mit einem überraschend ernsten Allegro, das noch dazu mit einem Solo-Rezitativ der Violine unorthodox eingeleitet wird, und einem herrlich gesanglichen Mittelsatz steht diese Sonate an Reife der späteren kaum nach. Bouchkov und Huangci pflegen einen sinnlichen, auf Tonschönheit gerichteten Zugang zu Mendelssohn, der denkbar weit von historisierenden Tendenzen entfernt ist. Beide spielen „moderne“ Instrumente. Daher überrascht, dass sie im Doppelkonzert auf ein Streichorchester treffen, das auf Darmsaiten in dezidiert „authentischer“ Spielweise musiziert. Sehr temperamentvoll zwar, aber klanglich nicht kompatibel. Eine unverträgliche Kombination, die einen Schatten auf die ansonsten gelungene Aufnahme wirft.

Andreas Friesenhagen



Musik
★★★★
Klang
★★★★

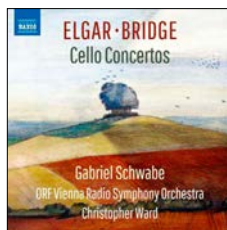
Saint-Saëns: Cellokonzert Nr. 1, Sinfonie Nr. 1, Bacchanale aus „Samson et Dalila“; Astrig Siranossian, Philharmonie Südwestfalen, Nabil Shehata (2021); Alpha Classics

Am 16. Dezember 1921 ist Camille Saint-Saëns in Algier gestorben. Gelegenheit für die Philharmonie Südwestfalen unter ihrem Chefdirigenten Nabil Shehata, dem französischen, klassizistisch-romantischen Komponisten ein ganzes Album zu widmen. Entstanden ist eine lohnende Werkschau, der Astrig Siranossian mit ihrer freien, farbenreichen Interpretation des ersten Cellokonzertes in a-Moll (1872) Glanz verleiht.

Im ersten Satz wechselt die französisch-armenische Cellistin ganz selbstverständlich zwischen unaufdringlicher Virtuosität und Versunkenheit, wenn sie mit dem Seitenthema einen ganz innigen, mit vielen dynamischen Nuancen angereicherten Klang erzielt. Eleganz und Raffinesse prägen ihr Spiel, auch wenn sie wieder das Tempo anzieht. Ganz erzählerisch gelingt ihr das Menuett – unmerkliche Bogenwechsel und ein voluminöser, dunkler Klang auf der C-Saite am Ende verfeinern ihre Interpretation. Wenn im Finale die Themen des Kopfsatzes zurückkehren und von Siranossian mit noch mehr Brillanz ausgestattet werden, dann bleiben bezüglich der Solistin keine Wünsche offen.

Im Orchester dagegen wäre mehr rhythmische Präzision erforderlich. Auch in der von Saint-Saëns im Alter von 18 Jahren komponierten Es-Dur-Sinfonie (1853) fehlt es mitunter im Detail an Klarheit. Dafür bietet die Philharmonie Südwestfalen klangfarblich ein großes Spektrum und überzeugt mit exzellenten Holzbläsern, die auch – und hier besonders die Solooboe – das sinnliche Bacchanale aus der 1877 entstandenen Oper „Samson et Dalila“ veredeln. Hier schafft es der Deutsch-Ägypter Nabil Shehata, mit der Philharmonie Südwestfalen einen ganz plastischen, aber immer flexiblen Orchesterklang zu erzeugen.

Georg Rudiger



Musik
★★★★☆
Klang
★★★★☆

Elgar: Cellokonzert e-Moll; **Bridge:** Oration; ORF Radio-Symphonieorchester Wien, Christopher Ward, Gabriel Schwabe (2021); Naxos

Früher, vor langer Zeit, als Naxos noch ein neuer Stern am CD-Himmel war und den Markt der „Majors“ aufmischte, lautete das ehrgeizige Ziel des Labels, von allen Werken der klassischen Literatur nur eine Lesart vorzulegen, um sich nicht selber Konkurrenz zu machen. Bei der Erfolgsgeschichte konnte das naturgemäß nicht lange funktionieren. Längst hat Naxos vieles runderneuert, und so gibt es heute Alternativaufnahmen, wohin man schaut. Nun hat es auch das Cellokonzert (1919) von Edward Elgar „erwischt“. Und mit dieser Neuproduktion macht es das Label seinen Käufern jetzt richtig schwer, sich zwischen „neu“ und „alt“ zu entscheiden. „Alt“ meint hier die vor 30 Jahren entstandene Aufnahme mit dem Royal Philharmonic Orchestra unter Michael Halász und der – großartigen! – Solistin Maria Kliegel. Zugegeben: In Sachen Klangqualität und Orchester-Perfektion sind die „Wiener“ unter Ward den „Royals“ vielleicht eine Nasenlänge voraus. Was den solistischen Part betrifft: Hier vermag ich mich zwischen Kliegel und Schwabe nicht zu entscheiden. Beide sind gleichsam ideale Interpreten des Elgar-Konzerts und man könnte fast glauben, dass Schwabe in die Fußstapfen seiner Vorgängerin tritt. Sein (und ihr!) saft- und kraftvoller, nobel-gesanglicher Ton bleibt dem Werk nichts schuldig. Beide Aufnahmen sind ein Fest für die Ohren. Und das gilt auch für das so ganz anders geartete „Concerto elegiaco“ (1930) von Frank Bridge, das Naxos jetzt zum ersten Mal in seinem Katalog präsentiert und diesen um ein ebenso schwergewichtiges wie schönes Werk bereichert. Den elegischen Ton dieses Trauerarbeit am Ersten Weltkrieg leistenden Werks trifft Schwabe (alp-) traumhaft intensiv. Die ORF-Musiker assistieren kongenial.

Burkhard Schäfer



Musik
★★★★☆
Klang
★★★★☆

Morricone: Cinema Suites für Violine und Orchester; Marco Serino, Orchestra Haydn di Bolzano e Trento, Andrea Morricone (2021); Arcana

Am 6. Juli 2020 starb Ennio Morricone 91-jährig. Er galt als einer der bedeutendsten italienischen Filmkomponisten aller Zeiten. Die Zahl seiner Filmpartituren seit 1961 ist Legion, während seine Musik für andere Genres, etwa Kammer- oder Kirchenmusik, weitgehend unbekannt geblieben ist. Aus Filmpartituren extrahierte Orchestersuiten, seit jeher gerne in Konzertsälen gespielt, haben auch Morricone begleitet, nicht selten bis zur Abstrahierung hin zu „absoluter“, dem ursprünglichen Zweckzusammenhang abgelöster Musik. Kurz vor seinem Tod revidierte er einige dieser Suiten in enger Abstimmung mit dem Geiger Marco Serino, mit dem er zwanzig Jahre lang zusammengearbeitet hatte. Der umfangreiche Booklet-Text dokumentiert die künstlerische und menschliche Freundschaft der beiden Männer. Die insgesamt sieben voneinander unabhängigen Werke sind 13 Filmen oder Fernsehproduktionen entnommen.

Nur wenige Monate nach dem Tod seines Vaters hat Andrea Morricone, selbst Filmkomponist, mit dem Orchestra Haydn di Bolzano e Trento eine liebevolle, fein ausgeleuchtete, klanglich vorzüglich raumgreifende Hommage an seinen Vater eingespielt, mit dem er in der Musik zu „Cinema Paradiso“ auch kompositorisch zusammenarbeitete. Der „Medienwechsel“ der Filmmusik zur Konzertmusik ist nahtlos gelungen, ohne die Spannungsbögen oder die atmosphärische Dichte der ursprünglichen Zusammenhänge zu kompromittieren. Im Gegenteil zeigen sich hier umso stärker die musikalischen Qualitäten der Musik auch im Detail, nicht zuletzt weil die orchestrale Meisterschaft Morricones in voller Klarheit zur Geltung kommt. In bestmöglicher Ensembleleistung drängt sich niemand, auch der Primus inter Pares Serino, nie in den Vordergrund.

Jürgen Schaarwächter

Wien ist da, wo er ist

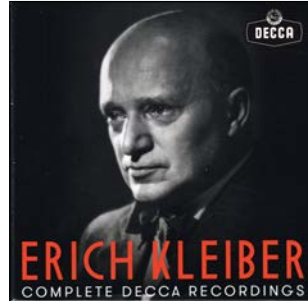
Erich Kleibers Diskografie besitzt Klassikerstatus. Nun sind erstmals alle seine Studio-Nachkriegsaufnahmen für Decca in einer Box zusammengefasst worden.

Du hast keinen Begriff davon, wie es unsereinem zu Mute ist, wenn er immer so einen Riesen hinter sich marschieren hört“, schrieb Johannes Brahms einem Freund in Bezug auf seine Zweifel, nach Beethoven eine Sinfonie schreiben zu wollen. Ähnlich ist es Carlos Kleiber mit seinem Vater Erich Kleiber ergangen, einem der großen Dirigenten des 20. Jahrhunderts, Zeitgenosse von Bruno Walter, Arturo Toscanini, Wilhelm Furtwängler und Otto Klemperer. Der Sohn bewunderte den Vater – und litt an ihm. Nicht ohne Grund, so muss die Nachwelt ungeachtet der Begabung des Sohnes objektiv festhalten. Die Box des Vaters mit den „Complete Decca Recordings“ (1948-1956) manifestiert erneut dessen eminente Bedeutung. Erich Kleiber, am 5. August 1890 in Wien geboren, starb genau 200 Jahre nach Mozarts Geburtstag als einer seiner großen Interpreten am 27. Januar 1956 in Zürich. Sieben Tage vorher hatte er in Köln seine letzten Aufnahmen abgeschlossen, vier Deutsche Tänze und die Sinfonie Nr. 39 von Mozart. Sie sind wie die großartige Sinfonie Nr. 40 mit dem London Philharmonic (in der Fassung mit Klarinetten und ohne Wiederholung der Exposition des Kopfsatzes) sowie der Wiener Gesamtaufnahme von Mozarts „Nozze di Figaro“ Teil der Box, die bis auf den stereofonen „Figaro“ exzellent aufbereitetes Mono bietet. Decca war damals der Konkurrenz EMI immer einen Aufnahmeschritt voraus.

Die limitierte Edition in stabilem Karton – die CD-Hüllen reproduzieren originale Cover der LP-Ausgaben – vereint auf 15 CDs erstmalig sämtliche Aufnahmen des Dirigenten für Decca; bietet allerdings neben dem 32-seitigen Begleittext von Jon Tolansky und einer Bonus-CD mit einer Audio-Dokumentation keine außergewöhnlichen Extras. Alle Aufnahmen, bis auf die beiden Tschaikowski-Sinfonien und vier kürzere Stücke von Händel, Dvořák und Strauss, sind 2015 in einer Box der italienischen Decca erschienen. Für Sammler ist diese Veröffentlichungspraxis unbefriedigend. Da die Tschaikowski-Sinfonien separat

beim australischen Wiederveröffentlichungslabel Eloquence sind, lässt sich die vorherige Edition leicht ergänzen. Wer sich erstmals mit Erich Kleiber beschäftigt, ist hier allerdings bestens bedient; mit den Polydor-Aufnahmen aus den späten 1920er-Jahren (in einer Drei-CD-Box bei Eloquence erschienen) sind das bereits alle Studioaufnahmen von Kleiber. Im Zentrum steht die Wiener Klassik.

Ein leichtes Plus bietet die Box mit teilweise neuem Mastering. Unbefriedigend, dass genauere Angaben unvollständig sind oder fehlen. Angesichts des ungebremsten Interesses an historischen Aufnahmen kommt den Wiederveröffentlichungs-Produzenten und Mastering-Experten besondere Aufmerksamkeit zu. Nicht hoch genug zu würdigen sind die Leistungen eines Ward Masterson oder zuletzt Christophe Hénault mit seiner Überspielung der Furtwängler-Aufnahmen bei Warner (FONO FORUM 11/2021) sowie Mark Obert-Thorn, der hier die CD 2 mit Händel, Mozart und Beethovens Sinfonie Nr. 6 sehr natürlich zum Klingen gebracht hat. Offenkundig wurden auch die Gesamtaufnahmen von „Rosenkavalier“ (1954) und „Figaro“ (1955) neu überspielt. Gegenüber etwa der Decca-CD-Ausgabe von 1989 weist das Klangbild bei Mozart weniger Schärfen auf, der Mitteltonbereich ist gesättigter. Ein Vergleich etwa mit Teodor Currentzis' Aufnahme (Sony 2012) unterstreicht die Frische und Modernität von Kleibers Ansatz. Dazu kommt ein kaum wiedererreichtes Sängersenemble. Wo anfangen? Bei der bebend-vibrierenden Suzanne Danco als Cherubino! Und endend bei einer Nebenrolle wie Fernando Corenas Bartolo – sie alle bekunden die Klasse dieser Produktion, die heißen Bühnenatmosphäre verströmt. Allein die Anschlüsse der Szenen zu vorangehenden Rezitativen sind von unbändiger Energie, da fällt das Orchester direkt in den letzten Secco-



Akkord des Cembalos. Unwiderstehlich Kleibers im Takt feste, im Gestus schmachtende Einleitung zur Gräfin-Arie „Porgi amor“ (Geigen-Portamenti!). So viel Charakter, Individualität, in jedem Takt Wärme und Humanität.

Kleibers Beethoven-Aufnahmen haben Klassikerstatus erlangt. Die Fünfte, 1953 in Amsterdam produziert, steht beispielhaft für eine mehr Toscanini als Furtwängler verpflichtete Musizierweise, rhythmisch prägnant, klar artikuliert, singend, perfekt ausbalanciert die Orchesterguppen. Auch die Dritte, Sechste, Siebte und Wiener Neunte liegen auf dieser Linie – mit den Wiederholungen geht Kleiber zeitbedingt freizügig um (wie bei Mozart). Tschaikowskis Sechste nahm er 1953 mit dem Orchestre de la Société des Concerts du Conservatoire auf: gut der erste Satz, der zweite zu wenig elegant, die dynamischen Halbschatten nicht berücksichtigend, im Scherzo tritt er ab Studienziffer EE für das Hauptthema auf die Bremse; das wäre bei Mrawinsky ausgeschlossen gewesen, trotzdem imponiert Kleibers hohe Energie. Das Finale wiederum nimmt er zügig, tränenlos, sehr plastisch sprechend. Bei Josef Strauss' „Sphärenklängen“ op. 235 bringt Kleiber das London Philharmonic Orchestra 1948 zum Schwingen und Schweben, als würde es seit Dekaden im Wiener Prater aufspielen. „Wo ich dirigiere, ist Wien“ hat Kleiber einmal bemerkt. Welch ein Glück!

Götz Thieme

Erich Kleiber – Complete Decca Recordings; diverse Solisten, Wiener Philharmoniker, Concertgebouw Orkest, London Philharmonic Orchestra, Kölner Rundfunk-Sinfonie-Orchester, Orchestre de la Société des Concerts du Conservatoire (1948/1956); Decca